

KUNST DER WOCHE

Schönheit des Drecks

Von Niklas Maak

Eine der größten psychologischen Herausforderungen des beginnenden postantropogenen Ökocendricalters ist die Abschaffung von Qualm, Schall und Rauch. Jahrtausendlang scharte man sich um offene Feuer, Zigaretten waren gewissermaßen eine wärmespendernde Miniaturfeuerstelle, die man sich überallhin mitnehmen und vor der eigenen Nase aufbauen konnte, Grill und Kerzen versprachen Gemütlichkeit, die rauchenden Schloten der Fabriken und der Kraftwerke Wärme, Arbeit und Reichtum (bis hin zur auch bald vermutlich nicht mehr nachvollziehbaren Formulierung, jemand habe „viel Kohle“) und das „Krauchen der Auspuffröhre“ war, wie der Dichter Blaise Cendrars einmal schrieb, das Erkennungsgeräusch einer optimistischen jungen Generation, die mit lauten Röhren ihren Platz in der Gesellschaft beanspruchte. Wo was brannte und qualmte, war es gut. Für viele ist ein Sommer ohne Grill kein Sommer und ein Winter ohne Kamin kein Winter. Das aus Feinstaubvermeidungsgründen von Politikern geforderte Kaminverbot dürfte dabei auf größeren Widerstand stoßen als die Abschaffung der Kohlekraftwerke. Deren Kühltürme, aus denen weißer Dampf weit in den Himmel aufsteigt, haben lange das Bild der Landschaft im Industriezeitalter geprägt: Hinter Dörfern, über Wiesen ragen die Betonmonster wie gigantische Land-Art-Skulpturen auf. Kein Wunder, dass jetzt Künstler die bald funktionslosen Türme entdecken. In der Berlinischen Galerie ist bis zum 19. August eine Ausstellung des Künstler- und Architektenteams „Realities: United“ zu sehen. Sie zeigen nicht



Was sagt uns der Dampf?

Foto: Moritz Friese

zur konstruktive Schönheit dieser an aerodynamische Eigenschaften herumbegabten, sehr dünnwandigen Türme. Zum Ende des fossilen Industriezeitalters, aus Anlass der beginnenden Abschaltung der großen zentralen Wärmekraftwerke, wollen sie diese Kühltürme, genauer gesagt deren Qualm, in das denkbar größte und sichtbarste Land-Art- (beziehungsweise Air-Art-) Projekt verwandeln und die Kraftwerke so modifizieren, dass sie nicht nur Schadstoffe produzieren, sondern auch gigantische Zeichen in die Luft blasen. Der Dampf, der im Turm aufsteigt, soll in rhythmischen Abständen mit einer an elastischen Bändern abgespannten, offenen Membran, die nach oben schnell und sich dabei schließt, in die

Höhe katapultiert werden. So entstehen Wirbelringe, die sich erstaunlich lange halten; der Dampf schwebt weit in den Himmel wie ein weißer Heiligenschein oder ein Ufo. Man kennt diese Krügel von Rauchern, die ihre Lippen so formen und den Rauch so ausstoßen können, dass zum Erstaunen aller lauter weiße Ringe in der Luft stehen. Fachleute sprechen vom Bernoulli-Effekt oder einem „hydrodynamischen Paradoxon“: Der Dampf wird an der kreisförmigen Öffnung von einer Underdruckzone angezogen und dadurch nach außen abgelenkt, ein Wirbelring tritt aus. Man kennt das vom Vulkan Ätna, der manchmal Rauchringe ausstößt, die sich bis zu zehn Minuten halten und einen Durchmesser von 200 Metern haben können.

Zusammen mit dem Architekten Bjarke Ingels wollten „Realities: United“ einmal eine dänische Müllverbrennungsanlage mit einem solchen System ausrüsten, damit der verbrannte Müll wie ein böser Wiedergänger als formal schönes, aber ebenso erschreckendes Gift-Ufo über das Land zieht und die Leute daran erinnert, weniger Müll zu produzieren. Jeder Ring hätte eine halbe Tonne Kohlendioxid in die Luft gebracht und damit die abstrakten Zahlen der Luftverschmutzung sinnlich veranschaulicht. Daraus wurde nichts; aber bald sollen die Dampfringe über Deutschland aufsteigen, als Mischung aus apokalyptischen Zeichen und Heiligenscheinen, die die tonlose, kalte Schönheit einer qualmfreien Zukunft ankündigen.

FRAGEN SIE JULIA VOSS

Braucht es strengere Gesetze gegen Geldwäsche?



Ja! Unbedingt! Und am besten sofort! Damit geht es gleich auf die nächsten Frage: Wie könnte das gehen? Und vor allem: Wo müssten strengere Regeln im Kunsthandel eingeführt werden? Unter Geldwäsche versteht man Strategien, mit denen Gewinne, die aus illegalen Aktivitäten stammen, zurück in den legalen Wirtschaftskreislauf geschleust werden. Waffen- oder Drogenhändler müssen zum Beispiel Wege suchen, wie sie ihr Geld ausgeben oder anlegen können, Menschen, die auf dem Schwarzmarkt mit Öl handeln, Terroristen und Erpresser, aber auch diejenigen, die Steuern hinterziehen oder Bestechungsgelder annehmen. Große Summen Bargeld unter die Leute zu bringen, ist schwieriger geworden, insofern müssen die Beträge gestückt werden, über viele Konten hinweg, bis sich die Spur verliert. Wir wechseln die Seiten: Angenommen, ich möchte ein Gemälde verkaufen, ich bin Kunsthändler oder Galerist und weiß leider nicht, ob mein Gegen-

über versucht, mir Schwarzgeld anzudrehen. Was muss ich tun? Eine ganze Menge, das jedenfalls plant gerade der deutsche Gesetzgeber, der in den nächsten Monaten Vorgaben der Europäischen Union umsetzen muss, die sogenannte „5. Geldwäscherichtlinie“. Die neuen Regelungen werden bei Beträgen von mehr als 1000 Euro greifen, gleichgültig, ob bar bezahlt wird oder nicht. Was mache ich also? Zuerst einmal muss ich herausfinden, ob meine Kundin oder mein Kunde ein „PEP“ ist. Das Wort klingt lustig im Deutschen, gemeint ist aber eine „politisch exponierte Person“, bei der ein hohes Risiko besteht, dass sie Geld waschen könnte. Politiker etc stehen unter einem erhöhten Verdacht, wie auch deren Familienmitglieder, besonders dann, wenn sie aus Staaten kommen, die als korrupt gelten. Nicht immer ganz einfach zu bestimmen? Genau. Danach muss ich nachvollziehen, welchen Weg das Geld zu mir nehmen wird, und vor allem muss ich meine Schritte dokumentieren, damit ich sie im Zweifelsfall nachweisen kann. Ich soll nicht nur Kunsthändlerin sein, sondern auch

Privatdetektivin. Je kleiner meine Galerie ist, desto mehr wird mich diese Aufgabe überfordern. Weiteres Szenario: Mein Kunde verlässt meine Galerie und führt in die Innenstadt, wo ich mir die Mietrolle schon lange nicht mehr leisten kann. Er kauft dort eine teure Uhr. Was muss meine Kollegin beachten, die dort im Geschäft hinter dem Tresen steht? Nichts. Wenn nicht bar bezahlt wird, verlangt der Gesetzgeber keine weiteren Schritte, sie braucht nicht mehr als ein Kartenselbst, im Gegensatz zu mir. Absurd, oder? Wenn man sich den globalen Kunstmarkt als Tortendiagramm vorstellt, bestohe ich mit meiner Galerie eines der schmalsten Stücke. 44 Prozent der Umsätze wurden 2018 in den Vereinigten Staaten gemacht, danach folgt England mit 12 Prozent, dann China mit neunzehn Prozent. Auf Deutschland entfällt nur ein Prozent. Wir sind führend, wenn es um die Zahl von Ausstellungen und Museen geht, wir stehen dann auf Platz zwei, hinter den Vereinigten Staaten. Beim Handel gehören wir aber zu den Schlusslichtern, was gar nicht anders als bedauerlich genannt werden kann.

Wo viel Geld mit Kunst verdient wird, lässt sich auch viel Geld mit Kunst waschen. Deutschland aber ist kein Hot Spot für die Kunstgeldwäsche. Die mittelständischen Unternehmen hier bräuchten dringend mehr Förderung – und nicht strengere Geldwäscherichtlinien als die Händler von Luxusgütern. Viele Kunstwerke eignen sich übrigens gar nicht für die Geldwäsche, da sie sich nicht ohne weiteres veräußern lassen. Einbrecher lassen sie deshalb oft stehen, wie mir der Berliner Anwalt Pascal Decker erzählte, dessen Kanzlei kürzlich zu einem Diskussionsabend über das neue Geldwäschegesetz lud, zusammen mit der International Art Market Studies Association. Als vor Jahren in der Kanzlei eingebrochen wurde, nahmen die Diebe alles mit, was sie für wiederverkauflich hielten. Laptops, PCs, die Portokasse. Die Holzskulptur der englischen Künstlerin Sarah Lucas aber ließen sie stehen, ihr Wert liegt bei 12000 Euro. Warum? Weil man Drogenhändler damit nicht bezahlen kann. Schicken Sie Ihre Frage an kunstfrage@faz.de.

Gegen die Gegenwartigkeit

Was ist digitaler „Präsentismus“?

Ist das nun das Wort, mit dem unsere digitalisierte Ära auf den Punkt gebracht ist: „Präsentismus“? Man kann damit rechnen, dass von dem Begriff demnächst noch öfter die Rede sein wird, denn vergangene Woche trafen sich zehn ausgewiesene amerikanische und deutsche Kulturtheoretiker zu einer von den Universitäten Stanford und Lüneburg ausgerichteten Sommerakademie in Berlin, um gleich darüber, „Against Presentism“, Stellung zu nehmen, dabei also den Eindruck zu erwecken, als verstehe sich von selbst, was damit gemeint sei. Tatsächlich soll schon die erste Assoziation die richtige sein: Die Art und Weise, wie über die Digitalisierung geredet wird, befördert ein ahistorisches Denken; wenn alles, was auf der ganzen Welt passiert und was jemals passiert ist, digital in jedem Augenblick verfügbar sein und tendenziell eine augenblickliche Reaktion erheischen soll, lösen sich Geschichte und Zukunft gleichermaßen, die Zeit überhaupt, auf und machen einer ewigen Gegenwart Platz. Mit noch unabsehbareren Konsequenzen für die Geisteswissenschaften, aber auch für die Gesellschaften und deren Selbstverständigung über politische Ziele.



Foto Apple

Doch der Begriff ist eigentlich schon besetzt. Auch wenn man davon absieht, dass im Deutschen „Präsentismus“ meist das Verhalten von Angestellten meint, die trotz Krankheit zur Arbeit gehen, sind in den englischsprachigen Wissenschaften mindestens schon zwei Bedeutungen des Worts vorhanden. In der Philosophie bezeichnet „presentism“ die seit etwa 25 Jahren diskutierte ontologische These, dass nur die gegenwärtige Zeit und die gegenwärtigen Dinge existieren. Und in den geisteswissenschaftlichen ist es ein meist kritisch gemeinter Begriff für das anachronistische, mit gegenwärtigen Kategorien operierende Denken über die Vergangenheit; seit 1950 wird unter diesem Titel auch darüber diskutiert, inwiefern alle Geschichtsschreibung nicht notwendigerweise durch die Gegenwart des Schreibenden geprägt ist. Als Kennzeichnung speziell der Digitalkultur tauchte „presentism“ dann 2013 in einem nicht ganz so akademischen Zusammenhang auf: in dem auch auf Deutsch erschienenen Bestseller „Present Shock“ des New Yorker Medien- und Cyberpunk-Theoretikers Douglas Rushkoff. Im digitalen Zeitalter konzentriert sich die Gesellschaft „auf den gegenwärtigen Moment. Wir erleben alles im Live-Ticker, in Echtzeit, always-on.“ Es geht dabei weniger um Beschleunigung, schrieb Rushkoff: „Es geht um den Bedeutungsverlust von allem, was nicht gegenwärtig ist – weil der Ansturm von dem, was genau jetzt passiert, so gewaltig ist.“ Der Sinn für lineare Ge-

schichten schwinde ebenso wie der für Ziele in der Zukunft. Nun also ist diese Intuition in den höheren Sphären der Kulturtheorie angekommen. Die „Summer Academy“ war für die Öffentlichkeit nicht zugänglich, aber an einem sehr heißen Abend sollten einige der Teilnehmer im Berliner „Institute for Cultural Inquiry“ einen Einblick in die Debatten geben. Der Kommunikationswissenschaftler Fred Turner, Autor des einschlägigen Klassikers „From Counterculture to Cyberculture“ (2006), mahnte eine Art Rehistorisierung an, um das eigene Leben gegen dessen hinter dem Smartphone-Display sich vollziehende Monotonisierung zurückzugewinnen. Man müsse einfach ausdauernd die Frage stellen: Wo kommen diese Apparate her, wer machte sie? Der Literaturwissenschaftler Hans Ulrich Gumbrecht bekannte, gar kein Handy zu besitzen, machte aber zwei Einwände gegen die Ausgangsthesen geltend. Zum einen sei der Wandel von einem offenen zu einem besetzten Zeithorizont, den auch er feststellte, gar nicht nur mit der Digitalisierung verbunden. Zum anderen sei er nicht nur schlecht: seine Studenten könnten heute auch ohne lange historische Erklärung ein unmittelbares Verhältnis zur Schönheit eines alten Textes entwickeln. Er empfand den intellektuellen, spielerisch mit der neuen „experimentellen Situation“ umzugehen.

Was das genau bedeuten und wie die „Kurzichtigkeit des Präsentismus“ überwunden werden kann, dazu wird man wohl die künftigen wissenschaftlichen Früchte des Berliner Sommertreffens abwarten müssen. Auch die bisherigen Bedeutungen von „presentism“ könnten in den Fragen, die sich da stellen, aufgehoben sein. Ist „moralische Selbstgefälligkeit“ die Folge, wie die Historikerin Lynn Hunt schon 2002 in einem Aufsatz „Against Presentism“ argwöhnte? Geht das Vermögen, zu sich selbst in Distanz zu treten, verloren? Die Fähigkeit zum dialektischen Denken? Oder werden stattdessen noch ganz andere Kräfte freigesetzt? Es ließe sich allerdings auch die Frage stellen, ob es überhaupt die „Gegenwart“ ist, in der uns die Digitalisierung leben lässt. Die Apparate verschaffen den Nutzern die Möglichkeit, an mehreren Orten und in mehrerlei Selbst zugleich zu sein – nur in der Gegenwart des hier und jetzt. Gegebenen sind sie garantiert nicht mehr. Wo genau, in was für einer Art Zwischenwelt aber sind sie? Vielleicht ist das entscheidende Frage, um der sich aufdringende Zeit mitsamt deren möglichen politischen Folgen auf die Spur zu kommen. Wenn man so will, ist schon das Netz selbst „against presentism“. MARK SIEMONS

Pubertät für immer

Im neuen Film „Spider-Man: Far from Home“ geht der Junge mit dem Spinnenkostüm auf Klassenfahrt. Mehr darf vom Plot nicht verraten werden



Tom Holland als Peter Parker, in Venedig

Foto: Sony Pictures

Jedem Ende wohnt ein Anfang inne. So lautet doch diese alte Weisheit, die im populären Kino inzwischen ein eigenes Gesicht bekommen hat: die Post-Credit-Sequenz, ein Anhängsel an die Geschichte am Ende des Abspanns. Horrorfilme haben zuerst mit diesen Punkten nach dem Finale gespielt, nun ist es bei vielen Blockbustern auch längst Usus. Wenn auch dort der letzte Salatanrichter aus dem Catering namentlich genannt wurde, kommt noch ein Häppchen. So ist es nun auch bei „Spider-Man: Far from Home“. Über den Film darf die Presse nichts verraten, er steht von Minute eins bis Minute 129 un-

ter Geheimhaltung. Aber so viel kann man doch sagen: Es ist nicht vorbei, bevor es nicht vorbei ist. Und dann kommt noch etwas nach. Die Sache mit dem Anfang und dem Ende ist im Fall des neuen „Spider-Man“-Stücks besonders bedeutsam. Denn einerseits ist der Held mit dem Spinnenanzug aus New York so etwas wie der ewige Anfänger im filmischen Universum des Marvel-Verlags. Peter Parker ist der Sitzenbleiber, er steckt in der Pubertät fest; sobald er in die Nähe der Volljährigkeit kommt, wird er durch einen Jungspund ersetzt und muss sich wieder von vorn strendend bemühen. Andererseits kommt eine Geschichte mit Spider-Man im Sommer 2019 zu einem besonderen Zeitpunkt: Es ist ja erst wenige Wochen her, dass die Avengers ihr „Endgame“ bestritten, und das ging zwar für die Menschheit gut aus, weil sie ihre antike, zu Staub zerfallene Hälfte wiederbekam, allerdings um einen hohen Preis. Einige wichtige Figuren sind nicht mehr. Aber darf man das überhaupt schreiben? Gibt es für Spoiler ein Ablaufdatum? Schnell kommt man auf das heikle Terrain. Jedenfalls ist „Spider-Man: Far from Home“ der erste Film aus dem Marvel Cinematic Universe, nach dessen Ende, das nicht wirklich ein Ende war,

sondern eher der Abschluss eines umfangreichen Erzählzyklus. Für die neuen Abenteuer von Peter Parker stellt sich damit eine erste Frage (deren Lösung nicht verraten werden darf): Befinden wir uns nun in der Welt, die (sorry, Spoiler, wenn auch später) ohne „Tony Stark auskommen muss“? Oder spielt das alles, was gleichsam drüber passiert (und wo Tom Holland, der derzeitige Spider-Man, nur einen kurzen Auftritt hatte), für den gegenwärtigen Film keine Rolle? Einige Andeutungen liegen aus „Spider-Man: Homecoming“ (2017) nahe. Der Film ist lange genug her, dass man wohl ausplaudern (rekapit-

ulieren) darf, dass dort die Beziehung zwischen Peter Parker und Tony Stark von zentraler Bedeutung war. Der Lokalheld aus Queens, New York, suchte sehr stark nach Anerkennung durch den Industriemagnaten, der noch dazu in seiner Rolle als „Iron Man“ einen großen Teil davon ausmachte. Peter Parker schafft es aber doch, mit dem Mädchen MJ (Zendaya) die Karlsbrücke einmal ganz für sich allein zu haben. Von dieser Art ist die Macht Hollywoods. Es leert und füllt öffentliche Plätze nach Belieben. Man verrät nicht zu viel (und nimmt damit auch ein bisschen Druck aus der Spoiler-Paranoia), wenn man sagt, dass

in „Spider-Man: Far from Home“ nicht viel passiert, was sich nicht in einer absehbaren Fortsetzung in drei Minuten nachholen ließe. Peter Parker bekommt ein Utensil, das sich mit seinem Anzug nicht wirklich vertritt, das aber künftig seine Rolle im Universum der Avengers wesentlich prägen könnte. (Kleiner Hinweis: Trüge ein Superheld mit Ganzkörpersuit einen Sehhelfer über oder unter dem Anzug? Er bekommt auch eine neue Figur an die Seite gestellt: Mystery (Jake Gyllenhaal als eine Art Virtualitätszenturio) könnte sich entweder als Partner oder als Feind (oder in verschiedenen Phasen der Geschichte als je eines von beiden) entpuppen, aber darüber mögen sich die Neugierigen selbst kundig machen. Vielleicht nur so viel: In Superheldenfilmen geht es häufig um den Kampf gegen Widersacher. „Avengers: Endgame“ war eine große, souveräne Geste, mit der das Marvel-Studio ein komplexes erzählerisches Manöver ins Reine brachte. Von nun an ist das Marvel Cinematic Universe eine Art Rubik-Würfel, an dem man noch lange drehen kann, es wird sich immer wieder ergeben. Über „Spider-Man: Far from Home“ könnte man fairerweise am besten sagen: Mit diesem Übergangsmoment muss man sich, trotz der sympathischen Teenager, nicht groß aufhalten. Nicht jedem Neuanfang wohnt ein Zaubereinne. BERT REBHANDL

Von Donnerstag an im Kino